

Kai-Uwe Carstensen

Das generische Maskulinum – rational betrachtet*

Der Kognitionswissenschaftler Steven Pinker beginnt sein Buch *Rationality. What it is, Why it seems scarce, Why it matters* mit der Aussage „Many act as if rationality is obsolete – as if the point of argumentation is to discredit one’s adversaries rather than collectively reason our way to the most defensible beliefs“ (xvi). Als Gegenmodell zu solch einem Verhalten verweist er auf das südafrikanische Volk der San und zeigt, dass dessen Angehörige ihr Überleben nichts Geringerem als einem „scientific mindset“ (Pinker) verdanken: Beim Jagen werten sie die verschiedensten Hinweise wissenschaftlich und abwägend im Hinblick darauf aus, wann, wo und wie sie ihre Beute erlegen können; meist unter heftig klickendem Palaver, da sich jeder einbringen kann. Dies ist evolutionär gesehen offensichtlich erfolgreich, denn Individuen mit grundlosen Meinungen („der Kudu wird wohl in die Wüste gelaufen sein“) oder ineffektiven Gesprächen (so dass die Antilope längst entflohen war), haben sicher nicht überlebt.

Obwohl unsere moderne Zivilisation auf Prinzipien der Rationalität basiert (logisches Schließen, Dialektik etc.)

* Ein herzlicher Dank für hilfreiche Kommentare geht an Marius Albers und Christian von Tschilschke. Ich widme diesen Beitrag unserem scheidenden Rektor Holger Burckhart, der einmal weise sagte: „Rationalität bedeutet nicht, dass es immer nur *ein* Ergebnis gibt“ (pers. Komm.).

und diese zumindest in demokratischen Systemen institutionalisiert worden sind (Rechtsprechung, Staatsführung etc.), scheint der evolutionäre Druck so stark abgenommen zu haben, dass in Debatten zunehmend weniger fundierte Meinungsäußerungen vorgebracht werden. Zum Beispiel in Kontroversen über den Umgang mit einem neuen Virus, das Vertrauen in einen orange gesichtigen blond beschopten Dauerlügner oder die Notwendigkeit, einem aus Großmachtsucht überfallenen souveränen Nachbarstaat zu helfen. Oder eben über die Bewertung des generischen Maskulinums (GM) als Teil der Genderdebatte.

Der Beitrag Navid Kermanis zum GM setzt nun einen markanten Kontrapunkt zu dieser Entwicklung. Er zeichnet sich dadurch aus, gerade *keine fest gefasste Meinung* zu propagieren und keinen fixen Standpunkt einzunehmen, sondern *ergebnisoffen* zu sein. Ein solches Fehlen von Festgelegtem und Bestimmendem als Unvoreingenommenheit kann immerhin als die Voraussetzung für Objektivität sowie als Ideal rationaler Erörterung gelten.

Kermani stellt das GM fundiert als einen gleichzeitig positiv und negativ bewertbaren Gegenstand dar. Auf diese Weise kultiviert er die Frustrationstoleranz gegenüber einem paradoxen Thema, die andere oft mit ihrer frustrierenden Intoleranz als Kult vermissen lassen. Dabei ist es ein kluger Trick von ihm, erst einmal nur sokratisch die Frage nach dem Verbleib des GM zu stellen. Wir als Leser^o dürfen/können/müssen/sollen dann selbst eine Antwort darauf finden. Jeder^o auf seine Weise (zum „^o“ später).

Die gesellschaftliche Debatte, aber auch die Debatte im Anschluss an die Rede Navid Kermanis (Online-Forum der Universität Siegen) zeigen, dass diese Antworten äußerst unterschiedlich ausfallen. Meist als Meinungen formuliert, oft sogar ausführlich begründet und dann über Medienplattformen verbreitet. Wobei es mich als (Computer-)Linguisten schon erstaunt, dass als einschlägige Quelle zu dem

linguistischen Thema gehäuft auf ein Video einer – zugegeben klugen und attraktiven – *YouTuberin* (s. Video Alicia Joe*) verwiesen wird.

Grob lassen sich fünf Lager in der GM-Kontroverse identifizieren: zwei Extreme („mit dem GM fühle ich mich als Frau nicht mitgemeint“ vs. „das GM ist völlig ok, Gendern ist Sprachverhunzung/Neusprech“), jeweils ein gemäßigtes Lager sowie die neutral-ambivalenten Anhänger des „sowohl-als-auch“, zu denen ich mich zähle. Dabei zieht sich die Debatte zwischen GM-Vertretern (GMV) und -Kritikern (GMK) durch alle Geschlechter und Lebensbereiche (s. die Unterschriftensammlung auf <https://www.linguistik-vs-gendern.de> gegen vorschnelle Institutionalisierung und per Richtlinien vorgegebene GM-Alternativen) und sogar durch die Sprachwissenschaft (Genderlinguistik vs. Mainstream-Linguistik).

Das gefühlte Nichtmitgemeintsein bei maskulinen Endungen („Leser“) bildet unter der Rubrik „Geschlechtergerechtigkeit“ den GMK-Pol, und tatsächlich ist es schlicht ein Faktum, dass hier scheinbar eine „Ungerechtigkeit“ in der Sprache qua linguistischer (Un-)Markiertheit besteht. Am GMV-Pol wird nicht nur das „Neusprech“ selbst kritisiert, sondern insbesondere auch dessen Institutionalisierung in öffentlichen Einrichtungen und Medien als Machtmissbrauch angeprangert.

Man merkt sofort: Beide Lager setzen unterschiedliche Schwerpunkte und reden letztlich aneinander vorbei. Das ist schon ärgerlich genug, unglücklicherweise sind die Themen aber zudem kausal miteinander verknüpft und temporal geordnet, was zu missachten einen Kardinalfehler jeglicher Argumentation darstellt. Machtmissbrauch müsste erst einmal in der Durchsetzung primär männlich

* <https://www.youtube.com/watch?app=desktop&v=aZaBzeVbLnQ>

dominierter Strukturen und Denkmodelle insbesondere durch den Monotheismus (man denke an die Protoasymmetrie von der Erschaffung Evas aus Adams Rippe) oder das Patriarchat gesucht werden. Frauen und andere benachteiligte Gruppen haben sich seither Gleichberechtigung in verschiedensten gesellschaftlichen Bereichen (Bildung, Arbeit, Politik, Sport etc.) erst mühsam erkämpfen müssen. Dass einige das auch im Bereich „Sprache“ versuchen, halte ich daher primär nicht für kritikwürdig. Trotzdem erscheinen die GMK eher als die „letzte Generation“ der Genderdebatte: eigentlich aller Ehren wert, durch ihre Aktionen aber von vielen zum Hassobjekt degradiert (man kennt das in entsprechender Form auch als „victim blaming“ in kausalitätswirren Auseinandersetzungen).

Die Einwände der GMV sind zahlreich, prominent ist der Verweis auf Personen/Frauen, die gar kein Problem mit dem GM haben. Hierzu fällt mir Voltaires *Candide* ein. Dessen Hauptfigur erlebt auf seiner Odyssee die schrecklichsten Dinge, findet das aber lange völlig in Ordnung. Die Moral: Wer nicht gelernt hat oder willens ist, Sachen zu hinterfragen, kann Probleme eben leicht übersehen bzw. ignorieren. Ansonsten bemängeln die GMV vor allem die GMK-Lösungen und deren Umsetzung, lehnen schließlich empört alles ab und schütten so das Problemkind mit dem Bade aus.

Auf der GMK-Seite lässt sich tatsächlich ein kritikwürdiges Walten von Institutionen und Interessenvertretungen beobachten, das wohl im standardisierten generischen Femininum an Universitäten wie Potsdam und Leipzig seinen markantesten Ausdruck gefunden hat. Neueste Perzeptionsstudien zeigen allerdings, dass solche Schreibweisen zum selben Gefühl des vermindert Mitgemeintens bei Männern führen (s. Gelitz 2022: „Das Gendersternchen kehrt das Problem um“). Ein gewachsenes Sprachsystem aufgrund des Willens weniger durch Richtlinien für alle

(zumindest im jeweiligen Bereich) kurzerhand ändern zu wollen, ist unabhängig davon ein recht fragwürdiges Unterfangen.

Angesichts der kausalen Verwirrung, der gegenseitigen Ignoranz und des jeweiligen Aktionismus beider Lager stellt sich die Frage: Was ist eigentlich der Kern des Problems? Ohne Anspruch auf Vollständigkeit und Korrektheit hier ein Antwortversuch: „Eine maskuline Endung dient als unmarkierte Form der Kennzeichnung geschlechterübergreifender Verwendungen eines Wortes (insbesondere bei Berufsbezeichnungen oder nomina agentis wie *Leser*)“. Ist es also die Endung selbst? Eine vielleicht idiosynkratische Entscheidung, die jetzt endlich einmal korrigiert werden kann?

Kurze Antwort: Nein. Bestimmte Muster in der Sprache (wie das GM) entstehen als Resultat vieler individueller Sprechweisen wie die Trampelpfade von Kudus in der Steppe (s. Rudi Kellers Theorie der „unsichtbaren Hand“). Sie basieren zwar auf den Entscheidungen Einzelner in ähnlichen Situationen, sind aber weder von den Individuen geplant noch lassen sie sich direkt auf diese zurückführen. Hätten Männer die Fürsorge für Haus, Kinder und Hof gehabt und die Frauen die Berufe diversifiziert, hätten wir analog jetzt vielleicht die Maurin, Gerbin, Kesselmachin, Arztra, den Handwerkerin und Krankenbruder etc. Der „Fehler“ liegt in der Sprachökonomie, eine motivierte, aber nicht-neutrale Form als unmarkierte Endung zu verwenden. Demnach ist die Endung tief in der menschlichen Sprachkultur verwurzelt und bietet sich mitnichten aufgrund moderner Befindlichkeiten für spontane Änderungen oder Ergänzungen an.

Es ist also eher die *Unmarkiertheit* der Endung, die als Kern der GM-Problematik gelten sollte. Hier sind die GMK in die Falle getappt, überwiegend Lösungsvorschläge zu propagieren, die auf eine Parität der Endungen

(„Bürger:in“, „Bürger oder Bürgerin“) abzielen und so den Sprach(ökonomie)prinzipien widersprechen und/oder in verschiedener Hinsicht verkomplizieren, verwirren oder unangemessen sind. Vorausgesetzt, man akzeptiert die historisch motivierte maskuline Endung als Basis geschlechterübergreifender Kennzeichnung, so reicht es eigentlich aus, sie im generischen (alternativ: spezifisch männlichen) Fall als solche zu markieren.

Aus der Dialektforschung kennt man nun Möglichkeiten, gleich erscheinende Wörter sprachlich doch noch zu unterscheiden: Beispielsweise wird „Schteen“ für *Stein* und *Steine* im Kölner Raum oft entweder mit einem starken Tonabfall oder mit einem nicht-abfallenden Singsang ausgesprochen (sog. „Tonakzent“). Analog dazu sollten sich lautliche Pendanten zur Markierung der Unmarkiertheit beim GM finden lassen.

Vorschlag für das *geschriebene* GM: Verwendung des Gradzeichens „°“. „Diebe°“ bezeichnete dann immer betreffende Angehörige *jeglichen* Geschlechts. Entsprechend würde man bei „Diebe“ sofort wissen, dass es sich um Männer handelt. Dies wäre demnach ein kleines Zeichen für ein Wort, aber ein großes Symbol für die Sprachgemeinschaft. Sicherlich bin ich nicht der Erste, der so einen Vorschlag macht; jedoch jemand, der ihn nach rationaler Betrachtung als Option ernst nimmt. Ich überlasse es allerdings dem Leser°, sich dessen Nachteile zu überlegen.

Betrachten wir die GM-Kontroverse jetzt als Ganzes: Geschlechtergerechtigkeit, ihren eigentlichen Gegenstand, nicht ernst zu nehmen in einer Zeit, in der Frauen immer noch (bzw. wieder) nicht selbst über ihren Körper bestimmen können und in der wir afghanische Frauen in ihren Wohnungen verrotten lassen, halte ich für mindestens unmodern. Modernität hat wiederum eher etwas mit jüngeren, letzten Generationen zu tun: Während sich selbst die

Feministin Alice Schwarzer von der gendernden Formenvielfalt überfordert zeigt, bringt eine Carolin Kebekus jede neue Binnen-I-Variante umgehend an den Mann°.

Die kontroversenerzeugenden Kardinalfehler sind meiner Ansicht nach die folgenden: Der Großteil der Linguistik auf seinem hohen Ross im Elfenbeinturm [hic floret!] ignorierte bzw. marginalisierte die Genderdebatte, so dass sich die Diskussion in linguistischen Randgruppen abspielte. Gleichzeitig fühlten sich institutionelle Teile der Gesellschaft genötigt, diese doch positiv-woken Tendenzen aufzugreifen und umzusetzen. Das Resultat ist nicht nur das Formen- und Richtlinienchaos an sich, sondern auch das große Fragezeichen, was davon, wenn überhaupt, wie weit gerechtfertigt ist. Der öffentliche Aufruf/die Unterschriftensammlung („Linguisten-Initiative“, s.o.) ist schließlich der verzweifelte Versuch, gegen diese Sprachkanalisierung die Reißleine zu ziehen.

Was also tun? Zur Beziehung von Rationalität („Erreichen eines Ziels durch Rückgriff auf Wissen“) und Gerechtigkeitsfragen sagt Pinker, „none of us [d. h., vom Justizangestellten° bis zum Universitätspräsidenten°], thinking alone, is rational enough to consistently come to sound conclusions“ (ebd., xv), stellt aber fest: „It will be sound arguments [...] that we will need to ensure that moral progress will continue“ (ebd., 340). Diese Argumente müssen natürlich gelesen/gehört und *verstanden*, und nicht einfach negiert, ignoriert, verdrängt oder gleich wieder vergessen werden (eine beliebte, von der Politik vorgelebte Diskursmethode ist ja die, dem Opponenten freundlich zuzuhören, im direkten Anschluss aber das exakte Gegenteil als Selbstverständlichkeit in den Raum zu stellen). Auch sollten rational geführte Debatten per definitionem in jedem Fall irgendwann zum Ziel führen, um perpetuierendes Aninandervorbeigerede zu vermeiden. Wer hier allerdings zu

früh bzw. immer einen *Konsens* als Ergebnis verlangt, darf sich über dessen mindere Qualität nicht wundern. Manchmal hat eben doch nur *eine* Partei recht.

Pinker spricht übrigens selbst Coronaleugnern und Verschwörunganhängern eine gewisse Rationalität gar nicht ab. Nur operieren sie seiner Ansicht nach nicht durchgehend mit beobachtbaren oder erwiesenen Fakten, sondern mit einem „mythological mindset“, das sich letztlich mit den Aussagen und Erzählungen anderer oder mit sporadischer Gegenevidenz („Klimawandel? Bei dem nasskalten Sommer? Blödsinn!“) begnügt. So lassen sie nicht nur das wissenschaftliche Widerlegungsprinzip vermissen, sondern ihre Aussagen selbst sind auch noch erheblich schwerer zu widerlegen („Brandolinis Gesetz“). Der Übergang ist allerdings fließend, und schon der obige Verweis auf die YouTuberin kommt einer mythologischen Kompetenzzuschreibung gefährlich nahe. Das allgemeine Fazit lautet jedenfalls: Die Klärung gesellschaftlich relevanter Fragen sollte kollektiv-rational *begründet* sein und sich nicht an den *Meinungen* Einzelner orientieren.

Wir sind somit bei der entscheidenden Fragestellung angelangt, die die Linguistik eigentlich kompetent mit dem Rest der Gesellschaft klären sollte, ganz ohne Denkverbote und überhastete Institutionalisierung: Wollen wir unsere Sprache, teils von Hornochsen^o und meinungshoheitbeanspruchenden Platzhirschen^o angeführt sowie von auffallenden Emotionen geleitet, in die eine oder andere Richtung blind trampeln lassen, oder wollen wir im 21. Jahrhundert bewusst und rational auf die Bestimmung der Sprachpfade Einfluss nehmen? Wir tun dies sowieso schon bei den Ausdrücken zur Vermeidung von Diskriminierung (z.B. im Fall der N-Wörter), durch aktuelle Empfehlungen für geschlechtergerechte bzw. gendersensible Sprache usw. Außerdem existieren Analoga für den Eingriff in natürliche Prozesse in anderen Bereichen (CRISPR/Cas, KI).

Ein moderates Gärtnern sprachlicher Trampelpfade ist demnach angebracht, auch wenn Navid Kermani vor zu hohen Erwartungen warnt: „Zu meinen, man könne mittels der Sprache jederzeit jedem Angesprochenen gerecht werden, verkennt nicht nur ihr Wesen; es legt die Angesprochenen überhaupt erst fest auf eine Identität“.

Konkret könnte man jedenfalls mit dem GM, dem Unmarkiertheitskennzeichner „^o“ sowie *ausdiskutierten* Ambi-/Pluri-/Omnigeschlechtsausdrücken (inklusive ausgewählter angemessener Glottisschlag-Symbole) mehrere sprachliche Mittel lizenzieren und dann schauen, was passiert.

Allerdings, bei aller Diskussion um das GM und seinen Verbleib: Sprache ist letztlich nur „Ausdruck [bzw. Anzeichen] gesellschaftlicher Entwicklungen“ (Kermani), nicht (alleiniges) Mittel zum Zweck. Gefragt ist demnach vor allem *außersprachliches Handeln*, will man nicht nur sprachkulturelle Kosmetik betreiben, sondern tatsächlich etwas bewirken.

In diesem Sinn kann ich Kermani nur zustimmen, wenn er abschließend schreibt: „In einer gleichberechtigten Gesellschaft müßte [sic!] man vom generischen Maskulinum nicht mehr abweichen. Umgekehrt bringt sein Verschwinden die Gleichberechtigung keinen Schritt voran.“

Wie auch immer wir Debatten über (Geschlechter-)Gerechtigkeit, Klimawandel oder das GM führen: Wir sollten jedenfalls stets bestrebt sein, nicht denen blind vertrauend zu folgen, die uns in die Wüste schicken wollen.

Literatur

- Gelitz, Christiane (2022). Das Gendersternchen kehrt das Problem um. *Spektrum Psychologie* 4, 8–9. Zugriff am 10.12.2023 unter: <https://www.spektrum.de/news/gendern-mit-sternchen-kehrt-das-problem-um/2000167>
- Pinker, Steven (2021). *Rationality: What It Is, Why It Seems Scarce, Why It Matters*. Penguin.

finale, autorisierte Version von:

Carstensen, Kai-Uwe (2024): Das generische Maskulinum – rational betrachtet. In: Stephan Habscheid und Jürgen Nielsen-Sikora (Hrsg.), *DAS GENERISCHE MASKULINUM. Eine Diskussion anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde an Navid Kermani*. Siegen: universi. <http://dx.doi.org/10.25819/ubsi/10492>. 105-113.

s. <https://www.kai-uwe-carstensen.de>